

# Sind wir „nur Gast auf Erden“?

Friedrich Wulf SJ, München

Der Topos ist jedem Christen geläufig – er hat ihn oft genug gehört: von der Erde als dem Ort der Verbannung und dem Himmel als der eigentlichen Heimat des Glaubenden, dahin er unterwegs ist. Er zieht sich durch die ganze christliche Frömmigkeitsgeschichte. Die Heimatlosigkeit galt geradezu als Programm des alten Mönchtums, das unter dem Motto der Gottsuche aus dieser Welt ausgewandert war<sup>1</sup>. „Sehr früh lernen sich die Christen als *exules* zu fühlen, als verbannte Kinder Evas“, wie es später im *Salve Regina* heißt<sup>2</sup>. „Wir sind nur Gast auf Erden“, singen wir in unseren Tagen.

Seit einiger Zeit ist das aber nicht mehr der einzige Ton der Melodie. Ein anderer ist aufgeklungen und scheint die alte Weise fast zu übertönen: Die Erde ist dem Christen auf einmal und ganz neu zum „Geheimnis“ und zur „Verheißung“ geworden<sup>3</sup>. Mehr denn je ist er darum „zur Erde entschlossen“<sup>4</sup>. „Gesegnet seist du machtvolle Materie, unwiderstehliche Evolution, immer neu geborene Wirklichkeit, du, die du in jedem Augenblick unsere Rahmen sprengst, uns zwingst, die Wahrheit immer weiter zu verfolgen“<sup>5</sup>. Es ist, als habe Nietzsches Ruf, „der Erde treu zu bleiben“<sup>6</sup>, bei den Christen ein zwar spätes, aber um so lauterer Echo ausgelöst.

Wir möchten diesen Ton nicht mehr missen und können es gar nicht; denn die Erde ist uns zu einer Aufgabe geworden, der auszuweichen uns nicht erlaubt ist, einer Aufgabe, die uns von Gott aufgetragen wurde und etwas mit unserem Heil zu tun hat. Dürfen wir darum aber den anderen Ton einfach verschweigen, fallen lassen, als überholt, weil einseitig und mißverständlich, als Mißton abtun und vergessen? Müssen wir nicht vielmehr beide Töne aufeinander abhören, ob sie nicht vielleicht doch eine einzige Melodie, die ganze Melodie christlicher Daseinsaussage und -er-

---

<sup>1</sup> Vgl. H. v. Campenhausen, *Die asketische Heimatlosigkeit im altkirchlichen und frühmittelalterlichen Mönchtum*, Tübingen 1930.

<sup>2</sup> H. Maier, *Der Mensch im Exil. Zum Sinnwandel der modernen Emigration*, in: *Interpretation der Welt*. Festschrift für R. Guardini zum 80. Geburtstag, Würzburg 1965, 303.

<sup>3</sup> So der deutsche Titel des ersten Bandes der Reisebriefe Teilhard de Chardins: *Geheimnis und Verheißung der Erde*, Freiburg-München 1958.

<sup>4</sup> Mit Recht ist der zweite Band von Vorträgen und Aufsätzen A. Delps (Frankfurt 1. Aufl. 1949) so überschrieben worden.

<sup>5</sup> P. Teilhard de Chardin, *Lobgesang des Alls*. Olten und Freiburg 1961, 88.

<sup>6</sup> Aus: „*Also sprach Zarathustra*“, Kröners Taschenausgabe, Bd. 75, S. 82.

fahrung darstellen, hervorgegangen aus dem einen und unteilbaren Mysterium von Schöpfung und Heil?

„Wir sind nur Gast auf Erden“. Das ist altbiblisch. „Ich bin ja nur ein Gast bei dir, ein Fremdling nur, wie alle meine Väter“, bekennt ein alttestamentlicher Beter (Ps 39 [38] 13), und der Hebräerbrief greift das Wort auf, wenn er rückschauend auf die Geschichte Gottes mit seinem Volk von den großen Glaubenden sagt: Sie alle sind gestorben, „ohne die Verheißungen erlangt zu haben; sie sahen sie nur von ferne und begrüßten sie und bekannten, daß sie Fremdlinge und Pilger seien auf Erden“<sup>7</sup>. Diese Vorstellung geht auf die Erzählung vom Sündenfall zurück. Adam wird aus dem Paradies vertrieben (Gen 3, 23 f.), Kain irrt „heimatlos“ auf Erden umher (Gen 4, 12); beide haben die Nähe Gottes und damit den Quell und Sinn ihres Daseins verloren; sie leben im Exil, in der Fremde und in der Not, im Elend (elilenti, ellende), wie das Deutsche, beides einschließend, übersetzt. Gewiß ermöglicht Gott dem aus seiner Nähe verbannten Menschen den Weg wieder zu ihm zurück. Aber dieser Weg ist lang und beschwerlich. Man sieht ihn vorgebildet im Aufbruch Abrahams aus seiner Heimat und seinem jahrelangen Umherziehen unter mancherlei Prüfungen und Gefahren; ebenso im Auszug der Hebräer aus dem Land der Knechtschaft und im Wüstenzug. Ans Ziel gekommen ist er aber erst im Gang Christi „hinauf nach Jerusalem“, in seinem Sterben „außerhalb des Tores“ der Stadt, „vor dem Lager“, der Wohnstätte der Menschen (Hebr 13, 12 f.). In solchen Gedanken ist die Heimatlosigkeit des altkirchlichen und frühmittelalterlichen Mönchtums begründet. Wenn die Mönche Einsamkeit und Wüste aufsuchten, dann machten sie damit nur offenkundig und bewußt, was in Wirklichkeit ist: die „Fremdlingschaft“ (ξενιτεία, ξενία)<sup>8</sup> des sündigen Menschen, der Gott verloren hat, die Not des verlorenen Sohnes aus der Parabel, der fern von seinem Vater in der Fremde (in einem fernen Land, Lk 15, 13) lebt und darbt. Sie begeben sich auf die (geistige oder auch wörtliche) Wanderschaft – im abendländischen Mönchtum wird die „Fremdlingschaft“ (ξενιτεία) zur Pilgerschaft (peregrinatio)<sup>9</sup> – durch alle Räume des Irdischen hindurch, sich aller irdischen Habe entledigend, „nackt dem nackten Christus folgend“<sup>10</sup>, in der Hoffnung, in der Abgeschiedenheit der Kontemplation das Land der Verheißung zu erreichen, das Paradies wiederzugewinnen.

<sup>7</sup> 11, 13; vgl. auch 2 Kor 5, 6; 1 Pt 1, 1; 2, 11.

<sup>8</sup> H. v. Campenhausen, aaO. 8 ff.

<sup>9</sup> Ebd. 11 ff.

<sup>10</sup> Dieser in der mittelalterlichen geistlichen Literatur oft begegnende Topos (z. B. Marianus Scotus, Vita, in: ActaSS, 2. Febr., S. 364; Robert von Abrissel, 11./12. Jh.) findet sich schon bei Hieronymus (Epist 125, 20; PL 22, 1085).

Hier liegt nun aber zugleich die zeit- und theologiegeschichtlich bedingte Grenze dieses Ideals. Was die Mönche verließen, war – wenigstens in der theologischen Reflexion – nicht nur die sündige Welt, von der das Johannesevangelium spricht, sondern Welt überhaupt, insbesondere die sichtbare, materielle Welt, die Welt der Vielfalt und der Zerstreuung, der Unordnung und des Chaos. Wir wissen heute, wie sehr dabei platonische und gnostische Gedankengänge Pate gestanden haben. Losgelöst von Gott, der sie eingerichtet hat und sie in ihrem Umlauf lenkt, ist die Welt nach Platon in immer größere Unordnung geraten und würde schließlich, „durch die Zerrüttung gänzlich aufgelöst, *im unergründlichen Ort der Unähnlichkeit* (τόπος ἀνομοιότητος; lat. regio dissimilitudinis) versinken“, wenn Gott nicht selbst wieder ihre Leitung in die Hand nähme<sup>11</sup>. In der Radikalisierung zum absoluten Bösen durch Plotin ist der „Ort der Unähnlichkeit“ in die patristische Theologie eingegangen und schon bald mit dem „fernen Land“ der biblischen Parabel, dem Land der Gottferne identifiziert worden. Nur wer sich aus diesem Land zu Gott aufmacht, das heißt sich von der Welt der sichtbaren, den Menschen gefangennehmenden Dinge abwendet und sich mit den inneren Augen der geistigen Welt, ihrer Mitte und Einheit, Gott zuwendet, wird vom Untergang gerettet<sup>12</sup>. Aus solchem (dualistischen) Denken heraus entschwand die Erde den Mönchen aus dem Blick und wurde nicht mehr genügend gesehen, daß doch eben die Geschöpfe, die Mitmenschen zumal, der Weg sind, auf dem der sich selbst und seiner Begierde entsagende Mensch zu Gott gelangt, um so mehr, als Gott selbst Mensch geworden ist und in seinem Geist die Welt zum Ort seiner personhaften Gegenwart gemacht hat<sup>13</sup>.

Darum kann das Wort, das die Erde für den Christen ein Ort der Verbannung sei, und der Glaubende sich als Fremdling in dieser Welt und als Pilger auf dem Weg in die ewige Heimat fühlen müsse, nicht das einzige sein. Trotz der Todverfallenheit der Welt und des Menschen soll der Christ schon jetzt, in seinem zeitlichen Dasein, eine zwar vorläufige, aber doch wirkliche Heimat finden, muß ihm die Erde in einem tiefen Sinn zur Heimat werden. Liegt doch die endgültige, von Gott geschenkte Erfüllung des Menschen ganz auf der Linie dessen, was in der menschlichen Natur

<sup>11</sup> Platon, der Staatsmann 273 d.

<sup>12</sup> Wie der platonische „Ort der Unähnlichkeit“, der Entfernung und Entfremdung vom göttlichen Ursprung, mit der biblischen Verbannung aus dem Paradies und dem fernen Land des verlorenen Sohnes aus der lukanischen Parabel in der Väterzeit und im Mittelalter identifiziert wurde, kann man in einem guten Überblick bei Schmidt, *Regio dissimilitudinis. Ein Grundbegriff mittelhochdeutscher Prosa im Lichte seiner lateinischen Bedeutungsgeschichte* (Freiburg Ztschr. f. Philos. und Theol. 15 [1968] 62 ff.) nachlesen.

<sup>13</sup> Trotz dieser nicht zu leugnenden Tatsache hat v. Campenhausen (aaO, 30 f.) wohl zu scharf und apodiktisch über die *asketische* Heimatlosigkeit des Mönchtums geurteilt.

angelegt ist und ohne das der Mensch gar nicht existieren kann, auf der Linie der irdischen Heimat, auch wenn sie diese in unvorstellbarer Weise übersteigt. Gerade der heutige Mensch hat keinen Zugang mehr zu einer himmlischen Heimat, wenn er nicht um eine irdische, noch so unvollkommene Heimat weiß. Er braucht einen Ort der Geborgenheit und der liebenden Nähe, des Zu-Hause, auch und gerade dann, wenn er die Ehe-losigkeit und Heimatlosigkeit um Christi und des Evangeliums willen gewählt hat. Irgendwo muß er in dieser Welt verwurzelt sein, ein Stück Erde haben, das ihm zugeordnet ist, Menschen, die Freude und Leid mit ihm teilen. Ohne das würde er verkümmern. „Es ist (darum gar) nicht in das Belieben des Menschen gestellt, ob er eine Heimat habe oder nicht. Er ist darauf verwiesen, sie zu suchen, und wenn er sich die Füße nach ihr wund gehen müßte“<sup>14</sup>. Man kann diese Welt nicht mit noch so hohen Idealen überspringen wollen. Das Phänomen der modernen Massenemigration, der Vertreibung und Verbannung, der Flucht vor dem Terror, hat gezeigt, welchen Schaden der entwurzelte Mensch nehmen kann, vor allem dort, wo die Krankheit der Emigration epidemisch wird und eine atmosphärische Vergiftung herbeiführt.

Gerade von hierher muß aber zum Schluß noch einmal auf das erste Wort von der Fremde und Pilgerschaft des Menschen auf Erden zurückgegriffen werden. Denn der heutige Mensch erfährt in vielfacher und deprimierender Weise die Ungeborgenheit seines Daseins. Die Welt in ihrem augenblicklichen Stadium einer fortschreitenden Technisierung, der immer häufigeren Zusammenstöße politischer und wirtschaftlicher Mächte gewährt ihm immer weniger das Gefühl des Zu-Hauseseinkönnens.

Und bei ehrlicher Betrachtung gibt sie ihm auch keine Hoffnung mehr, daß sich die Zukunft jemals zum Besseren wende. Angesichts solcher Existenznot ist es für die christliche Verkündigung eine Aufgabe ersten Ranges, die Verheißung eines heilen Lebens und einer heilen Welt, der Auferstehung in eine unangefochtene Freiheit und in die selbstlose Liebe dem heutigen Menschen neu zugänglich zu machen. Man müßte ihm zeigen, daß erst im Wort der Offenbarung Antwort gegeben wird auf die unabweisbare Sehnsucht nach einer letzten heilen Wirklichkeit, wie sie sich den Tieferschauenden in unseren Tagen trotz aller Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung immer wieder entringt.

Geht nicht doch von dem Wort, daß wir „nur Gast auf Erden sind“, eine große Kraft aus, eben diese Welt zu bestehen und immer wieder an ihrer Zukunft zu arbeiten?

---

<sup>14</sup> A. Delp, aaO, 86; das ganze Kapitel (74–92) handelt über die Notwendigkeit und den Wert der irdischen Heimat.